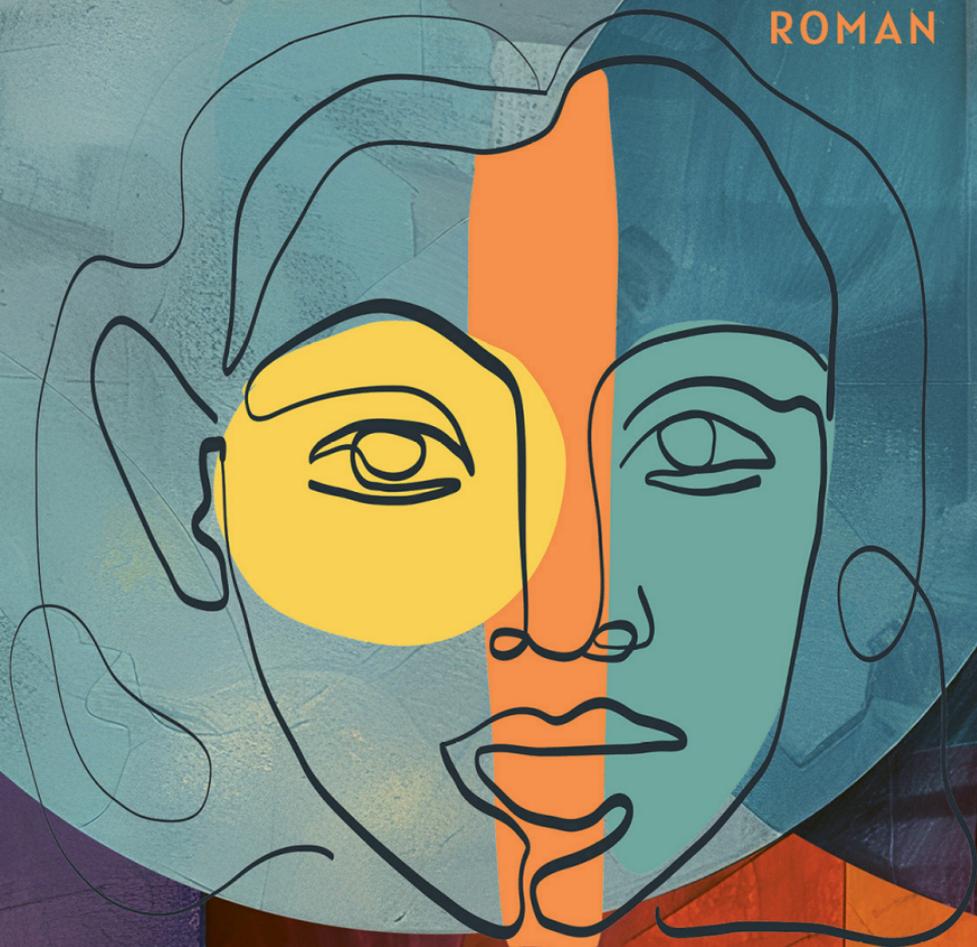


ELA MEYER

Furchen und Dellen

ROMAN

Leseprobe



GOYA

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

Liebe Leserinnen und Leser,

wir freuen uns, wenn diese Leseprobe Ihr Interesse findet, und nehmen gerne unter goya@jumbo-medien.de Ihre Leseindrücke auf.

Eine Vervielfältigung, Veröffentlichung oder Weitergabe an Dritte ist ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags nicht erlaubt.

Erscheint am 14. August 2024

ca. 224 Seiten

ISBN 978-3-8337-4813-4

€ 20 [D], € 20,60 [A]

Liebe Rezensentinnen und Rezensenten,
bitte beachten Sie die Sperrfrist für Rezensionen.

ELA MEYER

Furchen und Dellen

ROMAN

GOYA

Das gleichnamige Hörbuch erscheint bei GOYALiT.
Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.goyaverlag.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der GOYA Verlag dazu entschlossen,
keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu verwenden.



1. Auflage 2024
Originalausgabe

GOYA Verlag © 2024 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Hanna Wienberg

Umschlagabbildung: komunitestock / iStockphoto.com, Sergei / AdobeStock,

Mihai Zaharia / AdobeStock

Lektorat: Milena Schilasky

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Minion Pro

Printed in Germany

ISBN 978-3-8337-4813-4

*Für Stefan
du fehlst*

1

Meine Turnschuhe waren auf dem Pflaster kaum zu hören. Abendvögel sangen, der Feierabendverkehr war abgeflaut. In den Gärten blühten die letzten Tulpen und der erste Flieder und ich spazierte vorbei an weiß gestrichenen Altbauten mit hohen Decken und verzierten Fassaden. Mit ihren Zäunen und Hecken glichen sie kleinen Festungen. Es dämmerte bereits, und in einigen Häusern brannte Licht. Durch die Fenster konnte ich beobachten, wie die Leute an Abendbrotischen saßen und aßen, sich auf Sofas fläzten und fernsahen, wie sie ihre Kinder ins Bett brachten oder mit ihren Kindern diskutierten, wenn die nicht ins Bett gebracht werden wollten.

Mein Opa könnte in dieser Stunde sterben, während ich hier durch die Straßen lief. Er konnte bereits tot sein. Die Welt ohne ihn würde weniger wiegen für mich, würde leichter sein.

Zu sagen, dass sein schlechter Zustand ein willkommener Anlass war, mag makaber klingen. Aber ja, er bot den perfekte Vorwand, das zu tun, was ich schon die ganze Zeit hatte tun wollen: meine Sachen packen und in die Stadt zurückkehren, in der ich aufgewachsen war.

Vor sechseinhalb Jahren war ich von dort aufgebrochen und tourte seitdem als Theatertechnikerin mit unterschiedlichen Kompanien durch Europa. Sosehr mich das viele Reisen, das mein Job mit sich brachte, anfangs begeisterte, sosehr ich die Abwechslung, die Stunden im Zug mit Kopfhörern auf den Ohren und der vorbeigleitenden Landschaft neben mir immer genossen hatte, so sehr sehnte ich mich inzwischen nach Ruhe. Nach Menschen, die mir nahestanden, nach einem gewohnten Ort, an dem ich mich zu recht fand und zugehörig fühlte.

Die Stadt war mir vertraut wie ein Körper, neben dem man jahrelang die Nächte verbracht hatte. Ihr Geruch von Erde, Abgasen, Blüten und Asphalt, das Brummen der Autos von der Autobahn, die sich einmal rund um die Stadt wand, das schöne dunkelrote Pflaster mit den abgesunkenen Steinen. Die geharkten Streifen vor den Zäunen, parallele Striche, die sagten: Hier kümmert sich wer, hier ist kein Hundeklo, hier wohnen ordentliche Leute.

Gleich nachdem ich vom Zustand meines Opas erfahren hatte, suchte ich mir eine Vertretung für die nächsten Wochen, stieg in den Zug und erreichte noch bei Einbruch der Nacht die Stadt. Ein überschaubarer Ort, trotz Uni, diverser Theater und belebter Fußgängerzone. Schwer, sich dort zu verlaufen. Seit knapp zwei Tagen war ich also wieder im Land, saß die meiste Zeit auf einem Stuhl im Schlafzimmer meines Opas und konnte nicht glauben, wie still er in seinem Bett lag. Kein mieser Spruch, kein Scherz und nur ein einziges Mal ein kurzer Blick, bei dem er nichts von seiner Umgebung wahrzunehmen schien.

Die Stimme meines Großvaters, die mein Leben lang ungefragt alles kommentiert hatte, war verstummt. Er hatte immer ein Gespür für jene Eigenschaften oder Äußerlichkeiten gehabt, die er als Schwachpunkte titulierte und auf die er eine Person reduzierte: der mit der Nase, die Dicke, der Stinker, der Schreihals, die mit dem Mopp auf dem Kopf. Seit ich denken konnte, krochen Echos seiner Bemerkungen wie Maden durch mein Gehirn, wo sie sich vermehrten. Sie würden auch weiterhin jederzeit abrufbar bleiben, selbst wenn uns Hunderte Kilometer voneinander trennten, selbst wenn er nicht mehr lebte.

Die letzten zwei Tage hatte ich neben meiner Mutter und meinem Bruder Timo am Sterbebett ausgeharrt. Die alte Besetzung. Nachdem unsere Eltern sich getrennt hatten – ich war drei und mein Bruder eins –, hatten wir Geschwister mit unserer Mutter und un-

serem Opa gemeinsam in dessen Haus gelebt. Timos und mein Vater wurde zu einer Randfigur, zu jemandem, mit dem wir in einem Nebel aus Süßigkeiten und Fernsehen ein- oder zweimal im Monat das Wochenende verbrachten.

Die Luft im Schlafzimmer meines Opas roch abgestanden. Die Müdigkeit zerrte an mir. Immer wieder ließ ich die Schultern kreisen und streckte meinen Rücken. Immer wieder stand ich auf, holte etwas aus der Küche, kochte einen Kaffee – ein kurzes Entkommen, nur um nach einer Weile wieder auf meinem Stuhl zu landen und gemeinsam mit den anderen auf den rasselnden Atem meines Opas zu horchen. Das viele Sitzen, das Warten, die gedrückte Stimmung und das Lauschen zermürbten mich, und so machte ich mich am zweiten Abend zu einem Spaziergang auf.

Es war das dritte Mal in den letzten sechseinhalb Jahren, dass ich hier in der Stadt war. Die anderen beiden Besuche fanden anlässlich des sechzigsten Geburtstags meiner Mutter und zur Geburt meines Neffen statt. Linus kam nur wenige Tage vor dem Neunzigsten meines Opas zur Welt, was dieser als persönlichen Affront gegen sich wertete, da sein Enkel ihm mit seiner Geburt die Show stahl.

Ich hatte nicht vorgehabt, in die Straße zu biegen, in der ich über zwanzig Jahre lang gewohnt hatte. Gemeinsam mit meiner ehemals besten Freundin Doro, unserer liebsten Mitbewohnerin Antonia und unserem Freund Rafa als Nachbarn eine Treppe unter uns, hatte ich im dritten Stock in einem Zimmer mit Blick auf den Garten gelebt. Wie auf Autopilot lenkten mich meine Füße in diese Richtung, ein ausgetretener Pfad, als würden sie die gefürchtete Begegnung mit Doro, Antonia, Rafa und ihrem Kind provozieren wollen.

Emotional aufgeweicht vom Zustand meines Opas, von seinem zu erwartenden Tod und der Tatsache, dass er und ich unsere Kämpfe nicht mehr beilegen würden, die uns unser Leben lang begleiteten, vermisste ich meine ehemals engsten Bezugspersonen stärker, als ich es seit Jahren getan hatte. Vielleicht auch infolge der

vertrauten Umgebung, sehnte ich mehr als sonst eine Versöhnung mit ihnen herbei.

Aus dem Augenwinkel nahm ich ein Huschen wahr. Ein Igel kreuzte eilig meinen Weg, und ich hielt an, um ihn nicht zu erschrecken. Keuchend verschwand er unter einer Hecke. Nachdem das Rascheln verklungen war, bog ich links ab, wieder links, noch einmal links, schlug dabei einen Bogen um mein ehemaliges Zuhause, um mich schließlich mit klopfendem Herzen, *bum bum*, in meiner alten Straße wiederzufinden.

Vertraute Häuser zu beiden Seiten, alte Kasernengebäude aus rotem Backstein, nach Ende des Kalten Krieges zu Wohnungen umgebaut. Die Bäume wirkten höher als früher, die Sträucher dichter, Hecken wie Wände, über die ich vor sechs Jahren noch hatte hinwegsehen können.

Einen Block entfernt von dem Haus blieb ich stehen. Hier war die Grenze, bis hierher und nicht weiter. Ich ballte die Hände in den Hosentaschen und lauschte auf meinen Puls, der dafür, dass ich nur geschlendert war, viel zu schnell durch meinen Körper galoppierte.

In den letzten Jahren hatte ich mir die Straße, die Gärten und mein altes Zuhause unzählige Male vergegenwärtigt. In einer kindlichen Vorstellung erschien mir der Gedanke abwegig, dass diese Welt trotz meiner Abwesenheit weiter existierte. Die Straßenlaternen warfen Spots aufs Pflaster. Ich hielt die Luft an und lauschte. Unter das abendliche Gezwitscher, das Brummen der Autobahn und das leise Rauschen des Windes in den Bäumen mischte sich ein schlurfendes Tapsen. Als ich mich umdrehte, war es, als würde mir Eiswasser durchs Rückenmark fließen.

Pepper, die am Ende der Straße auftauchte, an einem Strauch stehen blieb und schnupperte. Deren ehemals dunkle Schnauze fast weiß war, ihr Rücken durchgebogen vom Alter. Sie schnüffelte, hockte sich hin und verlor beim Aufrichten beinahe das Gleichgewicht.

Pepper hatte das erste halbe Jahr ihres Lebens bei den Nachbarn von Doros Eltern verbracht. Da die älteste Tochter jedoch plötzlich eine Hundehaarallergie entwickelte, suchten sie notgedrungen ein neues Zuhause für die Hündin. Damals, als Doro mir davon erzählte, zögerte ich keine Sekunde. Pepper lebte sich schnell bei uns ein, und Doro und ich teilten uns die Kosten für Steuern, Futter und Versicherung. Wir ergänzten uns, waren ein Team. Kurze Absprachen am Morgen, kleine Zettel à la: »Kannst du heute mit P. raus?«, oder »Sie hat schon gefressen.«

Antonia, die es nicht so mit Hunden hatte, sprang nur ein, wenn Doro und ich verhindert waren. Ich kümmerte mich, weil ich Pepper liebte, weil sie mir eine Freundin geworden war, und bereute meine Entscheidung kein einziges Mal. Doch eine Hündin war kein Kind, so viel war mir auch klar. Die Ansprüche waren andere, und sie würde vermutlich nicht älter als fünfzehn werden, wenn überhaupt. In dem Alter kämpfte sich ein Kind gerade erst durch die Pubertät. Peppers wohliges Schnarchen und die Wärme ihres Körpers hatten mir während der einsamen Nächte in den ersten Monaten nach meinem Auszug gefehlt. Ich vermisse ihre Euphorie, ihre Nähe und ihre Zuneigung und projizierte all mein Sehnen auf sie. Ich hätte es nicht ertragen, Doro, Antonia und Rafa im gleichen Maße zu vermissen.

2

Da es unwahrscheinlich schien, dass Pepper allein unterwegs war, hockte ich mich hinter eine Hecke, um von Peppers Begleitung, sei es nun Doro, Rafa oder Antonia, nicht entdeckt zu werden. Zu meinen Füßen Gänseblümchen, die ihre Blütenkelche bereits für die Nacht geschlossen hatten. Nur zu gern hätte auch ich meinen Kopf unter Blütenblättern verborgen. Mein Blick huschte die Straße entlang, von Lichtkegel zu Lichtkegel. Durch ein Loch in der Hecke hatte ich gute Sicht auf den gegenüberliegenden Gehweg. Meine Hände schwitzten, und ich wischte sie an der Hose ab, erwartete jeden Moment, Doro, Antonia oder Rafa zu sehen. Ich fühlte mich nicht vorbereitet auf eine Begegnung, war viel zu müde und zermürbt vom Sterben meines Opas.

Angestrengt starrte ich durch das Loch und beobachtete, wie Pepper sich näherte, wie eine ihrer Hinterpfoten mit schabendem Geräusch über das Pflaster schleifte. Als ich schon dachte, die Anspannung nicht mehr ertragen zu können, entdeckte ich sie. Doro. Sie bog nur wenige Meter von mir entfernt um die Ecke und latschte in ihrem charakteristischen Schlendergang hinter Pepper her. Mein Puls dröhnte in meinen Ohren, und ich roch den Schweiß, der mein T-Shirt durchweichte. Der mir den Rücken hinablief bis in die Hose hinein.

Absurde Vorstellung, dass es Doro hier die ganze Zeit gegeben hatte, sie auch nach meinem Wegzug durch diese Straßen gewandert war. Sie ohne mich gegessen, geschlafen, verdaut und ein Kind geboren hatte, das sie nun gemeinsam mit Antonia und Rafa großzog. Wie war es uns möglich gewesen, all die Jahre nebeneinander zu existieren, ohne uns zu berühren?

Ein schepperndes Rattern näherte sich, kleine Kunststoffräder

auf unebenem Pflaster. Doro überholte Pepper, und erst da entdeckte ich das Kind. Es sauste auf einem Tretroller an Doro vorbei, und bevor sich in meinem Kopf ein Gedanke formen konnte, füllte mein Herz den kompletten Brustkorb aus. Für die Lungen blieb kaum noch Platz. Ich krallte die Hände ins Gras und hielt mich daran fest. Etwas stach mich, ein winziger Stachel, der sich durch meine Haut bohrte und mir in die Handfläche drang, vielleicht eine Distel. Der zarte Schmerz, der mich festhielt und mich verankerte.

Der Roller vom Kind war blau, mit kräftigen Tritten stieß es sich vom Boden ab. Ich kannte seinen Namen. Antonia hatte mir damals, vor über fünf Jahren, eine Mail geschrieben, auf die ich nie geantwortet hatte: »Ich hoffe, es geht dir gut.« Im Anhang das Foto eines Neugeborenen. Faltiges Gesicht, Schorf auf dem Kopf. »Vivien« hieß die Datei. Mir gefiel der Name.

Viviens Haare waren seitdem gewachsen und hingen glatt hinunter. Dünne Strähnen, durch die sich beidseitig die Ohren drängten. Genau wie bei Doro als Kind, zu der Zeit, als wir uns kennenlernten.

»Was passiert eigentlich, wenn ich nicht mitmache?«, hatte ich Doro kurz vor meinem Wegzug vor über sechs Jahren gefragt. Statt zu antworten, stopfte sie sich eine Handvoll Chips in den Mund. Ihre Kaubewegungen dauerten viel zu lange. Zeit schinden wollte sie.

»Gibt es für mich überhaupt die Option, Nein zu sagen?«, hakte ich nach.

Doro nickte, kaute weiter, schluckte und antwortete dann endlich: »Natürlich gibt es die. Aber ich befürchte, wenn ich ein Kind bekomme, hängst du mit drin, schließlich wohnen wir zusammen. Für mich als lesbische Single-Frau ist das die einzige Chance, mein Kind in einer Gemeinschaft aufzuziehen. Überleg mal, wie toll das wäre: wir vier alle zusammen!«

Mit jedem Wort erhöhte sich der Druck in meiner Brust, ich fühlte mich vor vollendete Tatsachen gestellt. »Hm«, brummte ich, um Doro zu verstehen zu geben, dass ich sie gehört hatte. Nach einer Weile stand sie auf und öffnete eine Flasche Wein. Wir tranken, ohne anzustoßen, tranken aneinander vorbei und sahen uns nicht an.

Doro und ich waren seit der Grundschule miteinander befreundet, seit wir beide der Theater-AG beigetreten waren und beim Krippenspiel einen Engel dargestellt hatten. Im Gegensatz zu Doro, die beleidigt war, nicht die Rolle der Maria spielen zu dürfen, übte ich so obsessiv mit Fred, bis ich – und auch Fred, wie er beteuerte – meine zwei Sätze nie wieder würde vergessen können. Fred war der beste Freund meines Opas, war unser aller Freund. Als Kinder hatten Timo und ich mehr Zeit mit ihm verbracht als mit unserem Großvater, der gern seine Ruhe vor uns hatte.

Der große Tag der Aufführung kam, Doro schmolte noch immer und sabotierte aus Trotz ihren Einsatz. Mit vor der Brust gekreuzten Armen und zusammengepressten Lippen starrte sie ins Publikum, das unruhig mit Schuhen und Stühlen scharrte. Geflüster unter den Eltern und Gezische unter den Kindern auf der Bühne. Der Lehrer, versteckt hinter dem verblicheneen Vorhang, raunte Doro die richtigen Sätze zu, die sie ignorierte. Die Stille zog sich, bis ich es schließlich nicht länger aushielt und meine gut geübten Sätze erneut zum Besten gab: »Die Hirten eilen schon herbei, das Jesuskind zu grüßen. Auch Ochs und Esel sind dabei, und wir zu seinen Füßen.«

Doro drehte sich zu mir um, das linke Auge zugekniffen, mit dem anderen visierte sie mich wie durch ein Fernglas an, und dann entfuhr mir vor lauter Aufregung ein Rülps. Zu leise, als dass man es im Zuschauerraum hätte hören können, doch laut genug, dass die anderen Kinder es mitbekamen. Doro presste sich die Hand auf den Mund, um ihr Kichern zu dämpfen, was es nur noch schlimmer machte. Sie steckte mich an, und je mehr wir unser Lachen zu

unterdrücken versuchten, desto heftiger sprudelte es an die Oberfläche. Zum Glück sang der Chor nun ein Lied, das gab uns Zeit, uns zu beruhigen. Von dem Tag an hingen Doro und ich in den Pausen gemeinsam in der Ecke zwischen Zaun und Fahrradständer herum und bewarfen uns und vorbeikommende Kinder mit weißen Beeren, die wir von den Büschen rupften.

Aus den circa sieben Metern Entfernung, die uns jetzt trennten, sah Doro aus wie immer. Im Laufe der Jahre hatte ich sie mit unzähligen Frisuren gesehen, bis sie irgendwann in den Nullerjahren bei einem durchgestrahnten Vokuhila hängen geblieben war, der ihr das Aussehen eines Achtzigerjahre-Rockstars verlieh. Dem Schnitt war sie offensichtlich bis heute treu geblieben. Vivians Haare waren so glatt wie die von Doro, doch die dunkle Haarfarbe hatte Vivien, soweit ich es im Schein der Straßenlaternen erkennen konnte, von Rafa geerbt.

Rafa zog damals nur zwei Monate nach uns in die Wohnung direkt unter uns. Da er im Messebau arbeitete, war er viel unterwegs. Wenn er nach Wochen wieder nach Hause kam, klingelte er bei uns, und wir tranken Tee. Spätestens bei der zweiten Tasse rollte er sich dann auf unserem Sofa ein, zu müde, um noch die Treppe hinunter in seine eigene Wohnung zu steigen. Vielleicht war es ihm auch zu einsam dort. Vor seiner Küche befand sich ein stattlicher Balkon, auf dem wir an den Wochenenden gemeinsam frühstückten. Andersrum rekelte er sich häufig in unserer Badewanne und fütterte sich hinterher durch den Inhalt unseres Kühlschranks, nur um später alles wieder aufzufüllen und uns mehrgängig zu bekochen. Wochenlange Abwesenheiten, in denen er auf Montage war, wechselten mit Phasen intensivsten Kontakts, woraufhin er wieder für Wochen aus unserem Leben verschwand. Seit ich ihn kannte, führte er keine auf längere Sicht angelegten romantischen Beziehungen. Doch im Gegensatz zu Doro, die weder an Monogamie noch an

glückliche Langzeitbeziehungen glaubte, wünschte sich Rafa, wie er mit leichter Verlegenheitsröte auf den Wangen gestand, eines Tages die Frau fürs Leben zu finden.

»Rafa ist nicht bekannt für seine Bindungsfähigkeit«, sagte ich zu Doro, nachdem sie uns von Rafas Teilhabe an ihren Kinderplänen erzählt hatte. Die Bemerkung war gemein. In dem Moment, wo ich sie aussprach, wo der Satz in die Welt unseres Wohnzimmers platzte, hätte ich ihn am liebsten gleich wieder eingesaugt. Doro ließ sich davon nicht beeindrucken: »Ich auch nicht. Und du auch nicht, und trotzdem frage ich dich, ob du mitmachst.«

Nur einen Monat zuvor hatte ich mich von meinem Freund getrennt. Zwei Jahre waren wir zusammen gewesen, mein persönlicher Rekord. Doch ich traute mich nicht, mit Doro darüber zu diskutieren, wo ich in Sachen Bindungsfähigkeit stand.

»Immerhin sind wir vier schon ewig miteinander befreundet«, sagte sie. »Länger und dazu harmonischer als die meisten Paare, die ich kenne.«

Sie hatte recht. Ich bereute meine erbärmliche Stimmungsmache gegen Rafa. Er war mein Freund. Mein Kommentar hätte von meinem Opa kommen können. Kein gutes Haar.

Doro blieb nun auf Höhe meines Verstecks stehen, sah über die Schulter und rief nach Pepper, die an einem Zaun schnüffelte. Immer schon hatte Pepper dieses Vertrauen, nicht von uns zurückgelassen zu werden, wusste, dass wir immer auf sie warten würden. Auf Doros Ruf hin hob sie nicht einmal den Kopf. Für einen schrecklichen Moment glaubte ich, Doro hätte mich entdeckt, als ihr Blick an der Hecke hängen blieb, doch dann drehte sie sich um und setzte ihren Weg fort.

Viviens Roller holperte über die unebenen Pflastersteine. Sie war auf einer Höhe mit Doro, da setzte ein Auto direkt vor ihnen rückwärts aus einer Einfahrt. Ich wollte rufen, wollte sie warnen, aber wie in einem Traum drang nur ein Krächzen aus meiner Kehle.

Doch auch ohne mein Eingreifen behielt Doro alles im Griff. Sie brauchte mich nicht. Gleich einer Verkehrspolizistin streckte sie seitlich den Arm aus und Vivien bremste, stützte die Füße rechts und links auf dem Boden ab, und gemeinsam warteten sie, bis der Fahrer ohne Rücksicht auf die beiden sein Auto auf die Straße gelenkt hatte.

Seit meinem Wegzug hatten Doro und ich uns nur einmal gesehen. Eine ungewollte Begegnung, bei der wir wie auf zwei Eisschollen aneinander vorbeitrieben. Selbst mit ausgestreckter Hand hätten wir uns nicht berühren können. Vor drei Jahren war das, in einem Kino. Ich kam gerade aus dem Saal und sie von draußen. Entgegengesetzte Richtungen. Doro war in Begleitung einer Frau, die ich nicht kannte, ich mit meinem Bruder unterwegs. Mir wurde schlecht, und ich bohrte Timo meine Finger in den Arm.

Doros und mein Unvermögen, aufeinander zuzugehen, miteinander zu reden, zerrte an uns wie ein Gummiband, das hinten an unseren Gürtelschlaufen hing und uns immer wieder nach hinten riss. Hätte mir jemand vor zehn, fünfzehn Jahren von unserer Entfremdung erzählt, ich hätte es nicht geglaubt.

Dort, im Foyer des Kinos, waren wir beide rot geworden, hatten ein kaum hörbares Hallo ausgestoßen, das auf halbem Wege wieder zerfiel. Blicke, haarscharf an den Augen der anderen vorbei, Fahrstuhl in den Keller, Magenschlingern kurz vorm Kotzen. Eine Sehnsucht, die blieb, tief vergraben in einem Organ, dessen Namen ich nicht kannte.

Zu gern wäre ich jetzt imstande gewesen, aufzustehen und über die Straße zu rennen, den ersten Schritt zu machen. Doch mein Stolz versperrte mir mit ausgestreckten Armen den Weg, so wie Doro den von Vivien.

Erst als das Auto vollständig auf der Straße war, senkte Doro den Arm, und Vivien rollerte weiter. Pepper, endlich fertig mit Schnupfern, eierte mit wiegendem Schritt hinter ihnen her. Es juckte mich,

nach Pepper zu rufen, sie anzulocken und mein Gesicht in ihrem Fell zu vergraben. Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, unbemerkt an sie heranzukommen, ich hätte keine Sekunde gezögert.

Wieder erstarb das Rattern des Rollers. Vivien winkte Doro zu sich heran und zeigte auf etwas, das sie auf dem Gehweg entdeckt hatte. Von meinem Versteck aus konnte ich nicht erkennen, worum es sich handelte, obwohl mein Kopf nun fast auf der anderen Seite der Hecke herausguckte. Wenn Doro sich jetzt umdrehte, würde sie mich sofort entdecken. Nebeneinander beugten sie sich runter, ein großer und ein kleiner Rücken. Eine Welle der Zärtlichkeit durchdrang mich, zog mir in den Knochen wie Gliederschmerzen.

Doro hatte dieses Kind geboren, nachdem sie es monatelang in ihrem Bauch mit sich herumgetragen hatte. Schwangerschaft und Geburt, Vorgänge, die mir unvorstellbar erschienen. Genauso unvorstellbar wie die Tatsache, dass Menschen bereit waren, sich diesem Abenteuer auszusetzen. Eine Geburt war lebensgefährlich. Dazu die Schmerzen und Hormonschwankungen, die nicht auszuschließenden Wochenbettdepressionen, Brustentzündungen und Dammrisse. Das Brennen beim Pinkeln, die Blasensenkungen, Haarausfall, Zahnprobleme, Krampfadern und Hämorrhoiden. Eine endlose Liste möglicher Gefahren, und Doro hatte sich darauf eingelassen. Ihr Wunsch nach diesem Kind war größer als die Angst vor den Folgen, war größer als unsere Freundschaft.

Manchmal fragte ich mich, warum ich keinen Kinderwunsch in mir trug. Als wäre etwas bei mir gerissen, eine Schnur, die vom Herzen zum Hirn zum Unterleib führte. Verbindung getrennt, weil zu große Erwartungen daran zerrten, weil nicht alle Menschen, die die biologischen Voraussetzungen zur Schwangerschaft und Geburt erfüllten, diese auch nutzen wollten.

Vivien verschwand als Erste um die Ecke. Ihre linke grüne Schuhsohle, die sich abstieß, war das Letzte, was ich von ihr sah. Doro folgte ihr, nur Pepper schnupperte noch einmal an einem

Busch, um die Urinnoten zu decodieren, bevor auch sie sich aus meinem Blickfeld stahl. Zurück blieb ein hohles Gefühl. Doro zu sehen, die Gewissheit, dass es sie noch gab und sie ihren Alltag, in welcher Form auch immer, mit Antonia, Rafa, Pepper und Vivien teilte – mit allen, außer mit mir –, war, wie den Finger in die Wunde in meinem Brustraum hineinzutauchen, um die ich mich seit Jahren herumbog, um die mein Herz sich wand, um sie nicht zu berühren.

Und dann war da Vivien. Ihr Umriss hatte sich in mein Hirn gebrannt, ein tiefer Abdruck in der Sehrinde. Ein Scherenschnitt vor dem Abendhimmel. Sie hatte einen Namen, einen Roller, grüne Schuhsohlen und Rafas Haarfarbe. Sie bewegte sich alleine fort, hielt an, um auf Dinge zu zeigen und sich dann wieder abzustoßen. Sie hatte ein Leben, das fast keinerlei Schnittmenge mit meinem aufwies. Hätte ich mich anders entschieden, hätte sie auch zu mir gehören können und ich zu ihr.

Die Möglichkeiten meines Lebens waberten um mich herum. Nur, weil ich immer wieder Entscheidungen fällen musste, hieß das nicht, dass sich die ausgeschlagenen Optionen in Luft auflösten. Sie hinterließen Spuren wie Risse in der Haut.